

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeld.

**Redaktion:** Lauhaer Str. 10/21.  
**Telegramm-Adresse:** Volkszeitung, Leipzig.  
**Telephon** 2721.  
**Sprechstunde:** 6—7 Uhr abends.

**Inserate** werden die 6 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 30 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die folgende Nummer früh 10 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauhaer Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

## Tageskalender.

Das Plenum des Reichstags hat die Wahl des Abg. Professor Pauli (Oberbarnim) für ungültig erklärt. (Siehe Reichstag.)

In Wien-Floridsdorf errangen unsere Genossen bei der Gemeindevwahl den Sieg.

In der französischen Kammer hat Pressensé eine Interpellation über die Neutralität Frankreichs in Ostasien angekündigt. (Siehe Frankreich.)

Die italienische Flotte soll im nächsten Jahr fünf verdoppelt werden. (Siehe Italien.)

## Die Vernichtung einer Geschichtslüge.

Leipzig, 12. Mai.

In der bürgerlichen Presse aller Schattierungen, vom Reichsboten bis zur Frankfurter Zeitung, wird ein laieses Wehklagen angestimmt, weil der Kaiser, der sonst gern eine klar und scharf abgegrenzte Stellung zu bewegenden Tagesfragen einzunehmen pflege, sich gegenüber der Schillerfeier gänzlich teilnahmslos verhalten habe. Er besand sich am 9. Mai in Strahburg, wo er eine Parade abhielt, auf die selben Zeit, als die Schillerfeier in der dortigen Universität stattfand, zu der ihn der Statthalter des Reichslandes eingeladen hatte.

Die bürgerliche Presse sieht darin eine schweigende Mißbilligung der Schillerfeier durch den Kaiser, wobei es sich durch die Umstände erklärt, daß sie ihre Mißbilligung dieser Mißbilligung auch mehr schweigend als redend kundgibt. Wir machen ihr daraus angesichts der Majestätsbeleidigungsparagraphen nicht den geringsten Vorwurf und wissen sogar von ihrem Standpunkt aus ihre Schmerzen zu würdigen. Von unserem Standpunkt aus können wir uns offener über die Stellung des Kaisers zur Schillerfeier aussprechen, da wir in der Lage sind, uns außerordentlich über sie zu freuen und ohne jeden Hintergedanken das große wissenschaftliche Verdienst anzuerkennen, das sich der Kaiser erworben hat, indem er die Einladung zur Schillerfeier nicht annahm, sondern zu gleicher Zeit eine Parade abhielt.

Wir sagen: ein großes wissenschaftliches Verdienst, denn durch seine Haltung gegenüber der Schillerfeier schlug der Kaiser eine der frechtsten Geschichtslügen aufs Haupt, jene Geschichtslüge, auf der zum Beispiel das große fünfbändige Werk Treitschkes über die Deutsche Geschichte des neunzehnten

Jahrhunderts beruht. Danach ist das neudeutsche Reich, wie es in den Jahren 1866 und 1870/71 durch Blut und Eisen hergestellt wurde, aus dem Bunde unserer klassischen Literatur mit der hohenzollernisch-preussischen Monarchie entstanden. Lessing und seine Genossen auf der einen, der alte Fritz und seine Nachfolger auf der andern Seite, so sehen die Türhüter des Einheits- und Freiheitstempels aus, in den die Nation nach langen Irrwegen endlich gelangt ist. Diese Legende ist bis zur Bewußtlosigkeit totgepeitscht worden von unzähligen gutgefinnten Historikern, von denen wir nur Treitschke nennen, weil er schließlich noch der geistreichste und unterrichtete von der ganzen Gesellschaft war.

Der Kaiser hat nun an diesem 9. Mai dies ganze Legendengewebe mit einem kräftigen Griff zerrissen. Man braucht nicht der byzantinischen Ansicht zu huldigen, daß der Kaiser, weil er sich für historische Fragen interessiert, deshalb schon ein großer Historiker sei. Allein so viel wird ihm niemand abstreiten können, daß er über die Geschichte und die Traditionen seines Hauses gut unterrichtet ist. Das gehört sozusagen zu seinem monarchischen Handwerk, und es ist sicherlich nur im höchsten Grade zu billigen, wenn der Kaiser zwar davon absteht, die nationale Schillerfeier durch ein tadelndes Wort zu stören, aber durch ein beredtes Schwergen die Geschichte und die Ueberlieferungen seines Hauses ehrt. Er denkt darin klarer und konsequenter, als selbst sein Großvater, der im allgemeinen ja auch gewiß nicht den Vorwurf verdient, aus seinem Herzen eine Würdegrube gemacht zu haben. Immerhin so ablehnend Wilhelm I. auf die Schillerfeier des Jahres 1859 als auf einen „Waaltsdienst“ blickte, so glaubte er doch der damaligen nationalen Strömung ein Zugeständnis machen zu müssen, und stiftete den Schillerpreis, dessen tragikomische Geschichte denn freilich bewiesen hat, daß diese Verehrung eines Hohenzollern für Schiller nicht vorzuziehen war. Da ist es vorzuziehen, wenn der gegenwärtige Kaiser durch seine Haltung am 9. Mai kurzweg erklärte: Die Hohenzollern haben mit Schiller nie etwas zu tun gehabt, und sie haben deshalb durchaus keinen Anlaß, sein Andenken zu feiern.

In der Tat, so ist es und man kann die Geschichte der Hohenzollern mit dem Mikroskop durchforschen, ohne eine Spur Schillerschen Geistes oder überhaupt eine Spur vom Geiste unserer klassischen Literatur zu entdecken. Das ist kein Tadel für die Hohenzollern, denn die Interessen eines Dynastengeschlechts sind allein auf die Beherrschung der Massen gerichtet — womit nicht bestritten, sondern vielmehr schon eingeräumt ist, daß sie in dieser Beherrschung der Massen eben das wahre Glück der Massen sehen —, haben also nichts mit den Zwecken bürgerlicher und menschlicher

Aufklärung zu tun, denen Schiller sein arbeitsvolles Leben gewidmet hat.

Es ist nun einmal so und kann nach der Natur der menschlichen Dinge nicht anders sein, daß aufgeklärte Massen niemals ihr wahres Glück darin erblicken werden, von einem einzelnen Geschlecht beherrscht zu werden. Wer sich für mündig hält und fähig, seine eigenen Angelegenheiten auch selbst zu ordnen, wird niemals einen fremden Willen über sich schalten sehen ohne den Wunsch, sich diesem fremden Willen zu entziehen, indem er ihn so oder so ausschaltet. Diesen sehr einfachen und klaren Sachverhalt haben die Ideologen der Bourgeoisie, die ebenfalls das lebhafteste Interesse an der Beherrschung der Massen besitzt und von ihrem Standpunkt aus auch besitzen muß, aber durch ihre historische Lage gezwungen ist, dies Interesse möglichst zu vertuschen, das Märchen von dem Bunde zwischen der Hohenzollernmonarchie und unserer klassischen Literatur erfunden, das nunmehr der Kaiser in so dankenswerter Weise vernichtet hat.

Daß dabei einige tausend Festsartikel und Festreden, die zum 9. Mai verbrochen wurden, nun auch flöten gehen, braucht uns nicht zu bekümmern. Durch diese Makulatur wurde Schillers historische Stellung ebenso verdunkelt, wie sie durch das berede Schweigen des Kaisers erhellt wird. Niemals hat der Kaiser wirkungsvoller gesprochen, als diesmal, wo er schwieg, und wir hoffen, daß sie den Massen in anregender und weckender Erinnerung bleiben wird, diese Abjage der Hohenzollernndynastie an den Denker und Dichter Schiller.

## Reichstag.

183. Sitzung. Donnerstag, den 11. Mai, 2 Uhr.

Am Bundesratsstische: Dr. Stübel.

Auf der Tagesordnung steht zunächst die erste Lesung des Entwurfs betr. Garantie des Reiches für die Eisenbahn von Dualla nach den Rancungubagen (Kamerun).

Kolonialdirektor Dr. Stübel tritt für die Vorlage ein, die er mit dem Hinweis auf die günstigen Ergebnisse der ostafrikanischen Bahnen empfiehlt. Wir haben nur darum in Kamerun, unserer reichsten Kolonie, bisher nicht mit dem Bahnbau begonnen, weil Handel und Verwaltung bis 1893 auf einen schmalen Küstendistrikt beschränkt war, während sich jetzt beide auf den größten Teil der Kolonie ausgedehnt haben und das Handelsmonopol der Eingeborenen zugunsten der europäischen Händler durchbrochen ist. Für diese aber ist die Eisenbahn dringend notwendig, an der auch die Verwaltung ein großes Interesse hat, die ein ausgedehntes dichtbevölkertes Land durch eine kleine Truppe in Ordnung halten muß. Mit größeren Kämpfen ist nicht zu rechnen, wohl aber mit Meutereien, und Südwafrika zeigt die Bedeutung einer Kolonialbahn für militärische Zwecke. Die Kosten einer

## Seuilleton.

### An der Liebe Hand.

Roman von Helene Voigt-Diederichs.  
(Nachdruck verboten.)

XLI.

Von nun an beschäftigte sich Karen innerlich mit nichts anderem mehr als mit der sonderbaren Tatsache, daß sie eine wirkliche Braut war. Zwar konnte sie gar nicht beweisen, daß es immer noch nichts war als die einfachste Sache von der Welt, gar kein Geheimnis dabei und alle Leute wußten es, und man selber war der gleiche Mensch geblieben ohne das Gefühl eines endlosen Sonntags.

Allmählich kam sie etwas aus diesem Zustand heraus dadurch, daß sie mit seltsamer Neugier alle Brautleute beobachtete, die ihr in den Weg kamen. Sogar die Verlobungsanzeigen in der Zeitung las sie und fühlte eine jaghafte Teilnahme für die fremden Namen. Dann aber verschwand alles und sie empfand nur noch eine heftige Freundschaft für Henriette Juhl, die Schusterstochter, von der sie hörte, daß sie seit Jahr und Tag heimlich verprochen war mit einem Fischräucherer, den sie durchaus nicht haben sollte.

Karen hätte sie gern einmal getroffen, nicht um etwas zu fragen, nur um irgendwas zu fühlen oder zu hören, was sie selber verloren hatte. Sie ging jeden Abend langsam am Schusterhaus vorbei und wagte es dann endlich, hineinzugehen und nach Hennie zu fragen.

Aber sie war nicht zu Hause und Karen traf ihre Mutter in ärgerlicher Aufregung darüber.

„Sie soll nur ein Pfund Talg vom Schlächter holen, und der Teufel mag wissen, wo sie hängen geblieben ist.“

Karen wartete noch eine Weile und ging dann langsam den breiten hellgrauen Weg mit dem dunkelgrauen Baumkanten hinab, der Dorf und Stadt verband. Die Straße war eingefaßt mit einer niedrigen, verstaubten Weidenhecke, links davon das leichte, grüne Wasser, rechts eine feuchte Wiese mit weißem Kalberkopf. Helle Roggenfelder schlossen sich an und dahinter blaute der Wald.

Karen blieb stehen an einer Stange, die von zwei Säulen gehalten den Zugang zur Wiese verperrte. Ganz still stand sie und hörte den Winden zu. Dann war das, was da sumimte, plötzlich keine Winden mehr, sondern leise Menschenstimmen. Mit roten Gesichtern sah eng umschlungen haltend, tauchten zwischen dem hohen blühenden Kraut Hennie Juhl und ihr Schatz auf. Sie spähten den Weg hinunter, aber sie sahen nicht gut, und Karen blieb unbemerkt hinter ihrem Eschenstamm. „Es kommt ja niemand“, sagte der Mann, und dann küßte sie sich, und keines ließ mit seinen Lippen die Lippen des anderen los, bis ein Wagenrollen sie aufschreckte, und schnell verschwanden sie wieder in der duffenden Wiese.

Karen dachte den ganzen Abend an dieses Brautpaar, fand Luwi Spivak nicht schlechter als den Fischräucherer, und doch war es unmöglich, daß sie je mit ihm stand wie Hennie Juhl mit ihrem Schatz in der blühenden Wiese.

Trotzdem war es ihr recht, daß schon im Herbst die Hochzeit sein sollte. Sie wollte seine Frau werden, das war gut, und alles andere, was nicht gut dabei war, Nebensache.

„Wozu sollen wir warten?“ meinte Luwi. Das Haus und das Alter hätten sie. Außerdem, eine lange Brautzeit, das war nichts. Man erzürnte sich oder hatte sich zu lieb, und das war beides nicht gut.

Vorläufig blieb es jedoch bei ersterem. Karen konnte sich einen abweisenden Ton, gerade wenn er es am wärmsten meinte, nicht abgewöhnen. Dann zog Luwi sich rasch zurück, und nun war sie es, die ihn wieder zu holen suchte. Er kam dann auch, blieb aber trocken, fast höhnisch, oder

auch unbeweglich wie eine Tür, zu der es keinen Schlüssel gibt. Trotzdem, nur weil er sie lieb hatte, fühlte er sich verlezt und schließlich brachte er eine Blume, oder einen weißen Stein, an dem der Tang wuchs, und ohne ein weiteres Wort war dann für eine Weile alles gut. Wenigstens gab Karen ihm einen Kuß, ohne daß er bat, zog das Kleid an, das er gern hatte an ihr und ging ihm entgegen, wenn sie ihn auf der Treppe hörte.

Je weniger sie aus sich selber heraus das Verlangen hatte, all dieses zu tun, desto heftiger ergriß sie die äußeren Vorbereitungen, die zur Hochzeit nötig waren. Dabei riet ihr die Fischersfrau, froh, daß sie raten konnte, und Karen selber vergaß ein wenig, daß im Grunde nie in ihrem Leben etwas so langweilig gewesen war, wie diese Brautzeit.

Sie konnte nicht begreifen, daß Luwi Spivak das nicht auch fand, sondern einigermaßen zufrieden war mit dem, was sie ihm gab. Es rührte sie doppelt, daß er sie nicht nur lieb behielt, sondern sogar, wenn auch verdeckt, sie mit jedem Tage mehr zu lieben schien. Das zeigten seine Hände und seine Augen. Was konnte er an ihr haben? Und daß er wirklich etwas an ihr hatte, empfand sie nicht als ihr Verdienst, sondern als seine Dummheit, und diese Dummheit schmerzte sie. Denn im Grunde war er zu klug, um so dumm zu sein.

Weise fing sie an, ihn deswegen zu verachten, aber unter dieser Verachtung lag wie das Ei unter der Blutscheune zugleich ein gewisses Mitleiden. Denn angeführt wurde er, er mochte es glauben oder nicht, nur doch einmal mit ihr.

Eines Tages gingen sie zusammen, um in der Tischlerwerkstatt anzusehen, was noch fehlte in der Wirtschaft. „Weshalb willst du mich eigentlich heiraten?“ fragte sie, als sie erschrocken den Preis gehört hatte.

„Da fragst du mich zu viel“, sagte er. „Wenn du das nicht weißt, kann ich dir's nicht sagen.“